

Nr. 207. Bromberg, den 12. September 1929.

Yussuf Khans Heirat.

Roman von Frank Heller.

(Deutscher Urheberrechtsschutz für Georg Müller, Verlag in München.)

(17. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Herr van Schleeten empfand einen Augenblick Verwunderung, daß Seine Hoheit und Mrs. Langtrey dasselbe Hotel gewählt hatten, aber vergaß sie bald über der angenehmen Perspektive, sie im Hotel zu treffen und das Datum für das kleine Souper festzusetzen, das er nun halb und halb an einen bedeutend diskreteren Ort als das Savoy zu verlegen gedachte, beispielsweise seine eigene überaus diskrete Privatwohnung. Er verfügte sich ohne Aufschub in das Hotel.

Der Direktor empfing ihn selbst und führte ihn in die Suite des Maharadscha im ersten Stock. Nach ein paar Minuten des Wartens wurde Herr van Schleeten in die Privaträume des Maharadscha geleitet, und sah sich einem bräunlichen, etwas korpulenten, jungen Manne mit dunklem Schnurrbart gegenüber, offenbar Sr. Hoheit, einem graubärtigen alten Hindu, dessen Identität ihm unbekannt blieb, und einem Engländer von militärischem Typus mit weißem Schnurrbart. Der letztere ergriff das Wort:

„Sie sind Mr. van Schleeten aus Amsterdam, Spezialist in Juwelen?"

„Ja."

„Seine Hoheit wünscht Sie wegen Änderungen einiger besonders wertvoller Schmuckstücke zu konsultieren. Sie verstehen, besonders wertvoll!"

„Wertvoll!" unterbrach der junge Maharadscha, „Morrel Sahib, wie könnt Ihr sie wertvoll nennen! Sie sind ebenso unwürdig der weißen Fürstinnen wie ich selbst. Vielleicht können sie ihrer würdig werden durch die Hilfe dieses Mannes, dessen Belohnung und Ehre in solchem Falle nicht gering sein werden."

„Kann ich die Schmucksachen sehen?" sagte Herr van Schleeten, der fand, daß dieser Meinungsaustausch den Juwelen kein gutes Prognostikon stellte, und der an Mrs. Langtrey dachte.

Auf einen Ruf von Oberst Morrel öffneten sich die Türen zu einem inneren Gemach, und zwei schwarze Diener von ernstem und drohendem Aussehen kamen herein, eine eisen- und kupferbeschlagene Mahagonikassette von ansehnlichen Proportionen schleppend. Die schwarzen Diener verschwanden wieder, Herr van Schleeten wurde aufgefordert, sich abzuwenden und hörte einiges Knirschen und Knacken. Offenbar wurde die Kassette durch ein verwickeltes Sesam geöffnet, in das man ihn nicht einweihen wollte.

Nun, wenn die Steine nicht besser waren, als der Maharadscha meinte, dann! Glaubten sie vielleicht, daß er das erstemal Juwelen sah? Nun wurde er aufgefordert, sich umzudrehen. Er tat es und wäre fast umgefallen.

Natürlich hatte er von den Juwelenkammern der orientalischen Fürsten gehört und hatte selbst die Mehrzahl ihrer europäischen Kollegen gesehen, aber das übertraf seine wildesten Phantasien. Das war Tausendundeine Nacht. Das war der Todesstoß sogar für sein holländisches Phlegma. Eine Flut von verschiedenfarbigen Steinen, von denen ein jeder würdig war, ein Kronjuwel zu sein; ein Springbrunnen von Licht; schwere blaue Trauben von Saphiren; Perlenschnüre, die sich durch das Juwelengewühl ringelten wie matt blinkende graue Schlangen; Smaragden, brennend wie Raubtieraugen; ein Blutgeriesel von Rubinen über dem Ganzen, so, als wäre irgendein unredlicher Wächter über der Truhe geköpft und gezwungen worden, sein Blut über ihren Inhalt sprühen zu lassen — und überall zwischen die anderen versprengt, Diamanten und Diamanten, deren kaltes Feuer wie Wintersterne und Nordlicht flammte. Diese ganze Eruption von farbenstrahlendem, aus sich selbst geborenem Licht, die Herrn van Schleeten entgegen geschleudert wurde, benahm ihm fast den Atem. Erst nach einiger Zeit sah er die Einzelheiten, die seltenen Steine, deren Ton von dem normalen abwich; schwarze Diamanten und Diamanten, deren blaue Farbe die Morgenbläue um die Bergfirne des Himalaya war; Smaragden, deren grüner Glanz in einen Opalton überging wie ein eben entflammter Abendhimmel, Rubine, deren rotes Blut einen Stich ins Blaue hatte, wie um ihren uralten Adel zu zeigen — schließlich auch die Goldfassung um die Steine. Sie war schwer, phantastisch, zuweilen grotesk, aber welcher Gedanke, sie zu modernisieren! Herr van Schleeten schöpfte tief Atem und stammelte an den Maharadscha gewendet:

„Und Hoheit wollen, daß ich das ändere?"

„Natürlich," sagte Yussuf Khan würdevoll. „Warum hätte ich Euch sonst durch Oberst Morrel Sahib rufen lassen? Er hat mir gesagt, daß Ihr in Europa der erste unter jenen seid, die edle Steine behandeln. Obwohl die meinen von geringem Werte sind und Euch nicht fesseln können, bitte ich Euch doch, sie der weißen Fürstinnen so würdig zu machen, als sie werden können. Wisset, daß ich in Europa bin, um eine Sahibprinzessin zu erringen. Und denkt daran, wenn Eure Hand an diesen Steinen arbeitet. Euer Lohn und Eure Ehre werden groß sein."

Herr van Schleeten, dessen Augen an der Kassette und ihrem Inhalt hingen, wie die des Vogels am Reptil, wollte eben neue Einwände erheben, als Oberst Morrel ihm zuvorkam.

„Die Sache ist durch den Willen Seiner Hoheit entschieden," sagte er scharf. „Wollen Sie die Arbeit übernehmen oder müssen wir uns an einen anderen wenden? Lassen Sie mich das gleich wissen."

Herr van Schleeten stand noch einen Augenblick stumm da, bevor es ihm gelang zu erwidern:

„Natürlich . . . wenn es der Wille Seiner Hoheit ist . . . Aber darf ich fragen, in welcher Richtung Seine Hoheit wünscht, daß . . ."

„Welche Richtung immer," unterbrach der Oberst. „Bestimmen Sie selbst. Es ist ja Ihre Spezialität."

Herr van Schleeten stand einen Augenblick stumm da und hörte den Oberst in sich hineinmurmeln:

„Welche gottverdammte Richtung immer, kommt schon auf eins heraus."

Herr van Schleeten begann zu verstehen, wie die Dinge standen, und fuhr fort:

„Ist es gestattet, daß ich die Juwelen Seiner Hoheit in mein Atelier hier in London bringe, oder —"

„Sie müssen hier arbeiten," sagte der Oberst. „Sie bekommen ein Zimmer zu Ihrer Verfügung, und dorthin müssen Sie die Instrumente, die Sie brauchen, schaffen lassen. Außerdem müssen Sie schon entschuldigen, wenn vor dem Arbeitszimmer von der Leibgarde Sr. Hoheit Wache gehalten wird. Es ist nicht Ihretwegen, sondern um einem Attentat von außen vorzubeugen."

„Ich verstehe," murmelte Herr van Schleeten, den Blick auf die Kassette und ihren Inhalt geheftet. „Und wann soll ich anfangen?"

„Sobald als möglich, sobald als möglich!" rief der Maharadscha eifrig. „Am besten heute."

„Heute, fürchte ich, muß ich mich damit begnügen, meine Instrumente herzubringen," sagte Herr van Schleeten, „aber morgen."

„Nun gut, morgen! Und Ihr versprecht, so rasch zu arbeiten, als Ihr könnt, nicht wahr? Eure Ehre und Eure Belohnung werden nicht gering sein, so wahr ich Yussuf Khan von Nasirabad bin, Sohn des Ibrahim Khan."

„Ich werde mein Möglichstes tun, Hoheit," sagte Herr van Schleeten und verabschiedete sich unter tiefen Verbeugungen. „Wenn es notwendig sein sollte, werde ich Tag und Nacht arbeiten."

Der Maharadscha klatschte vor Freude in die Hände, als er zur Türe hinausschritt. Herr van Schleeten sah die schwarzen Diener auf einen Ruf ihres Herrschers hereineilen.

Zu seiner Enttäuschung fand er, daß Mrs. Langtrey ausgegangen war, als er sich beim Portier nach ihr erkundigte. Er schrieb einige Zeilen, in denen er sie fragte, ob er sie nicht treffen könnte, bevor er am nächsten Tage seine Arbeit in der Wohnung des Maharadscha begann, und bat den Portier, sie zu übergeben.

Dies war am 15. September. Dienstag, der 16., brachte für Herrn van Schleeten ungeahnte Überraschungen.

Schon aus dem Gesicht des Portiers konnte er, als er sich gegen zehn Uhr im Grand Hotel Hermitage einfand, sehen, daß nicht alles so war, wie es sein sollte. Er war kaum zur Türe herein, als der Portier den Direktor anklingelte und ihn bat, ins Kontor hinunterzukommen. Herr van Schleeten beugte sich diskret zum Portier vor.

„Ich habe Ihnen gestern ein Briefchen gegeben," sagte er mit einem bedeutungsvollen Blick und strich sich seinen gelbgrauen Schnurrbart.

Der Portier schien einen Augenblick nachzudenken.

„Ach ja!" sagte er, „gewiß. An die Dame auf Nr. 320/21. Sie ist abgereist, ohne eine Antwort zu hinterlassen."

„Sie ist abgereist!"

In seiner Verblüffung und Enttäuschung sprach Herr van Schleeten in gesperrten Lettern wie ein Schauspieler.

„Sie ist heute morgen abgereist," sagte der Portier, „so gegen halb acht. Kurz zuvor ist ein Expreßtelegramm gekommen."

„Aus Amerika," murmelte Herr van Schleeten, plötzlich überzeugt, daß der zudringliche Freier aufgetaucht war. Was würde nun aus dem Souper werden?

„Nein, aus Paddington," sagte der Portier. „Ich habe es zufällig auf dem Blankett gesehen. Hier kommt der Herr Direktor."

Herr van Schleeten, der in diesem Augenblick den Direktor des großen Hotels durch die Halle herankommen sah, war von dem Schlage, den der Portier ihm ahnungslos versetzt hatte, so betäubt, daß er weder denken noch sprechen konnte. Es dauerte darum eine Weile, bis er merkte, daß der Direktor ebenso aufgeregt war wie er selbst.

Er blieb vor Herrn van Schleeten stehen und schien nach Worten zu suchen. Endlich fiel es Herrn van Schleeten auf, wie eigentümlich es doch war, daß man den Direktor überhaupt gerufen hatte. Er hatte ja gar nichts mit ihm zu tun. Er wollte eben fragen, was denn los sei, als der Direktor sich zu einem Entschluß aufzuraffen schien.

„Wollen Sie mit mir zum Herrn Oberst kommen, Herr van Schleeten," sagte er. „Sprechen Sie mit ihm selber; das wird das beste sein."

„Ja, was gibt es denn?" fragte Herr van Schleeten erstaunt.

„Sie müssen über das, was ich Ihnen sage, Diskretion bewahren, Herr van Schleeten, aber Sie müssen doch in die Sache eingeweiht werden. Der Maharadscha ist verschwunden, und in seiner Wohnung ist heute nacht ein Einbruch verübt worden."

„Einbruch!" stammelte Herr van Schleeten, für den Augenblick Mrs. Langtrey und alles andere vergessend, als die wunderbaren Juwelen. „Sind die Juwelen gestohlen?"

„Nein, glücklicherweise wurde der Diebstahl im letzten Moment von einem jungen Manne verhindert, der hier im Hotel wohnt. Aber der Maharadscha ist verschwunden, und Gott weiß, wann wir ihn wiedersehen."

Herr van Schleeten brachte kein Wort der Erwiderung hervor. Was waren das für Mysterien? Sowohl Mrs. Langtrey wie der Maharadscha verschwunden! Waren sie zusammen durchgegangen? Hatte er sie entführt? Dann, bei allen Mächten der Unterwelt, wollte sich Herr van Schleeten mit den Juwelen nicht mehr abgeben, als mit dem Schmutz der Straße. „Wann ist er verschwunden?" stammelte er.

„Gestern abend. Er wurde an irgendeinen infernalischen Ort gelockt und konnte nicht wieder gefunden werden. Aber um Gottes willen, seien Sie diskret!"

Herr van Schleeten atmete wieder.

Herrn van Schleetens Unterredung mit Oberst Morrel auf dessen Zimmer in der fürstlichen Suite war summarisch. Er fand den Oberst von einer Wand zur anderen rennend, wie ein frisch gefangener Tiger und kaum weniger blutdürstig anzusehen.

„Was zum Geier gibt es?" war sein artiger Begrüßungsruf.

„Dies ist Herr van Schleeten, Herr Oberst," sagte der Direktor. „Der Juwelier, der —"

„Juwelier her, Juwelier hin! Wenn mein schwarzer Diamant beim Teu—"

(Fortsetzung folgt.)

Anselm Feuerbach.

Zu seinem 100. Geburtstage am 12. September 1929.

Von Dr. **Johannes Jahn**-Leipzig,
Privatdozent für Kunstgeschichte an der Universität.

Überblickt man die deutsche Malerei der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so zeigt sich, daß sie im wesentlichen romantisch war und auch den Erscheinungen, die man nicht eigentlich mehr zur Romantik rechnet, dem Biedermeier, den Landschaften und Geschichtsbildern der dreißiger und vierziger Jahre, ein romantischer Zug inne wohnte. Er erlag nach der Jahrhundertmitte einem schon lange vorbereiteten objektiven Naturalismus, einer sachlichen Treue und porträthaften Genauigkeit jeglichen Details — zum höchsten gesteigert in Menzel und Leibl. Dieser Naturalismus hatte eine sehr breite, allgemein-europäische Grundlage: In der Philosophie erscheint er am deutlichsten im Materialismus der Jahrzehnte um 1870, in der Literatur am weitesten in Zola und seinem Gefolge.

Dennoch ging jene Zeit nicht völlig im Naturalismus auf, und — sei es, daß Romantik immer noch nicht vergessen war, sei es, daß allein die Sehnsucht nach Anderem, Fernem, Idealem treibende Kraft wurde — es trat in der deutschen Malerei eine idealistische Gegenströmung auf, bestimmt vor allem durch drei Männer: Feuerbach, Böcklin, Marées. Von dem ersten der drei soll im folgenden die Rede sein.

Am 12. September 1829 in Speyer als Sohn eines Archäologen geboren, wuchs Anselm Feuerbach in einer geistig sehr angeregten Umgebung auf, die ihm eine ausgezeichnete Erziehung zuteil werden ließ. Vor allem seiner feinsinnigen und geistig hochstehenden Stiefmutter Henriette

Feuerbach verdankte der Knabe außerordentlich viel und nicht nur der Knabe: Sie hat ihm sein ganzes Leben lang mit Rat und Tat zur Seite gestanden, und stets ist Feuerbach auch als Mann bereit gewesen, seine ganze Seele vor dieser Frau auszubreiten. Die Skizzenbücher des Sechzehnjährigen lassen seinen Blick für Landschaft und Porträt erkennen. Er besucht die Düsseldorfer Akademie, geht dann nach München und ist 1851—54 in Paris, wo er die Alten Meister, aber auch Courbet, studiert, bei Couture arbeitet und zu einem persönlichen Stil durchdringt, der sich in einem ersten Hauptwerk „Hafis in der Schenke" (1852) offenbart. Es ist eine klare und edle Komposition, heiter und rhythmisch zart bewegt, von weicher und vornehmer Farbigkeit — um so bezeichnender für Feuerbachs Stil, als ja das Thema des zechenden Sängers ganz andere Möglichkeiten geboten hätte. 1855 reist er auf Grund eines vom Badischen Hof gewährten Stipendiums mit Viktor v. Scheffel nach Italien. 1856 ist er in Rom und bleibt dort mit Unterbrechung bis 1873. In Rom lernt er die schöne Nanna Risi kennen, die das Modell wurde, das ihn inspirierte. Wer an Feuerbach denkt, der denkt auch an das edle und strenge Profil dieser Römerin, in deren Hera-Gestalt der Künstler alles hinein sah, was an Großem und Schönem seine Seele bewegte. Wohl zwanzigmal hat er sie in den fünf Jahren, in denen sie ihm die Treue hielt, gemalt, entweder ihr Porträt als solches oder in heroischer Umdeutung als Medea, Iphigenie, Lukrezia, Julia. Nachdem sie sich von ihm getrennt hatte, trat die heitere Lucia Brunacci an ihre Stelle, die ihm aber nicht das bedeutet hat wie Nanna. In diesen Romjahren entstanden die großen Werke: Orpheus und Eurydike, die beiden Fassungen des Gastmahls des Plato, die Amazonenschlacht, das Parisurteil und viele andere. Materiell ging es Feuerbach nicht besonders gut; erst der großzügige Mäzen Graf Schack, der plötzlich in Rom auftauchte, half ihm aus der Not, indem er ihm Aufträge erteilte. In der Schackgalerie in München kann man denn auch heute einige hervorragende Werke des Künstlers sehen. 1873 wurde Feuerbach als Lehrer an die Wiener Akademie berufen, gab aber, da er sich dort nicht genügend anerkannt glaubte, nach einigen Jahren seine Lehrtätigkeit wieder auf, um abermals nach Italien zu gehen. Am 4. Januar 1880 ereilte ihn in Venedig ein Herzschlag. In Nürnberg, nicht weit von Dürers Grab, wurde er bestattet. Sein letztes Bild, das „Konzert", hat er unvollendet hinterlassen.

Im Selbstporträt tritt er uns als eine männlich schöne, dunkelharige, vornehme und ein wenig melancholische Erscheinung entgegen. Viel Freude hat er bei seiner reizbaren und schwierigen Natur nicht gehabt; zuletzt ist ihm nur die Stiefmutter geblieben. Weiteren Kreisen wurde er erst durch die Gedächtnisausstellung von 1880 bekannt, nachdem allerdings ein Jahr zuvor die Berliner Nationalgalerie die zweite Fassung seines „Gastmahls" angekauft hatte.

Seine Kunst ist verschieden beurteilt worden. Man warf ihr zu viel Intellekt, zu viel bewußte Würde, ja, Starrheit vor, der Farbe bei aller ihrer Pracht, Kühle und mangelnde Sinnlichkeit. Und in der Tat ist zuzugeben, daß Feuerbach hinter dem Ideal, dem er nachlebte, zuweilen weit zurückgeblieben ist. Dennoch werden wir so oft in seinen Bildern von einem echten, tiefen Klang ergriffen, von einem groß erlebten Rhythmus, einer klar und rein gegliederten Komposition — von dem, was wahrhaft Kunst heißt. Denn jene antike Welt, die Feuerbach gestaltete, war keine Geschichtsmalerei, sie war auch nicht bloße Ideenmalerei, sondern sie war das Symbol, in dem Feuerbach den Naturalismus und Materialismus seiner Tage zu überwinden trachtete, um zu reiner Kunst vorzudringen. Die Forderung der Vornehmheit, wie Nietzsche sie später als einen Grundbestandteil seiner Ethik aufstellte, hat hier eine erste Erfüllung gefunden.

Wer Feuerbach ganz kennen lernen will, der lese seine Lebenserinnerungen, sein „Vermächtnis", und die ergreifenden Briefe an seine Mutter. Beide Bücher gehören nicht nur zu den schönsten und tiefsten Selbstaufzeichnungen eines Künstlers, sondern eines mit sich ringenden Menschen überhaupt.

Zita.

Skizze von **Kurt Felscher.**

Nach einer jener gemütlichen Plauderstunden, wie ich sie im Hause des Senators Petersen seit kurzem erleben darf, führte mich der Hausherr in seinen wundervollen Garten, der wie ein glückliches Eiland im Meer des rings um die hohen Mauern brandenden Großstadtverkehrs weltvergessen träumt. Von all dem aber, was mir Senator Petersen an Pflanzen, Bäumen und ausländischen Sträuchern wies, an seltsamen Gesteinsformen, die er aufgestellt hatte, fiel mir besonders ein schlichter Steinblock ins Auge, der, umschattet von den überhängenden Zweigen einer Trauereschе, die eingemeißelten Worte trug: „Zita! Meiner Retterin zum Gedächtnis!" Meine Neugier war so erregt, daß ich mich nicht enthalten konnte, meinen Gastgeber nach der Bedeutung jener Aufschrift zu befragen. Einen Augenblick blieb der Hausherr sinnend vor dem Denkmal stehen, blies den blauen Rauch seiner Zigarre in die blaue Abendluft und begann ein wenig zögernd: „Nun meinetwegen, warum soll ich Ihnen die Geschichte nicht kurz erzählen? Zita hat mich nun einmal vor schwerem Verlust bewahrt, wenn es sie auch das Leben kostete."

Wir hatten unterdessen eine der bequemen Gartenbänke erreicht, ließen uns darauf nieder, konnten aber den Stein mit der Aufschrift gerade noch sehen. „Die Geschichte", fuhr Senator Petersen fort, „liegt fast ein Menschenalter zurück. Ich war damals als angehender Dreißiger mehrere Jahre auf einer argentinischen Hazienda tätig; und mein Chef, der in Buenos Aires das Geld, das ich durch Verwaltung seines ansehnlichen Rindercamps verdiente, nach Landessitte caballeromäßig unterzubringen verstand, ließ sich selten genug auf der Hazienda sehen, sandte mir dafür zumeist seinen Vertreter, mit dem ich dann die An- und Verkäufe tätigte. Wie heute noch war ich auch damals Junggeselle; aber der Mensch hat nun einmal das Bedürfnis, irgend einem Lebewesen so etwas wie Liebe zu erweisen. Mir hatte es eine Silberlöwin angetan, die mir einer der Gauchos eines Tages als gelbliches Wollknäuel auf den Diwan legte. Bald war ich mit dem prächtig heranwachsenden Tiere so verbunden, daß es mir auf Schritt und Tritt folgte und überaus zahm wurde. Es dauerte nicht lange, so galt Zita, das Pumakind, als der erklärte Liebling aller, einschließlich der Indianos, die für derlei Getier sonst nicht viel übrig haben. Zita war zu einem ganz prachtvollen Exemplar ihrer Gattung herangewachsen und zeigte, wenn sie sich streckend gähnte, ein Gebiß, das fürchterlich werden mußte, wenn es einen Gegner packen sollte. Aber das kam wohl nicht in Frage; denn schmeichelnder als Zita konnte auch ein gewöhnliches Kätzchen nicht sein. So erginge n drei bis vier Jahre; man hatte sich daran gewöhnt, mich nicht ohne meine Begleiterin zu erblicken. Eines Tages erwartete ich den Vertreter meines Chefs zu den üblichen Viehverkaufsabschlüssen. Pünktlich wie immer fuhr der Wagen vor der Hazienda vor; aber anstatt des Erwarteten entstieg dem Gefährt ein mir Fremder. Freilich klärte sich der Umstand bald auf: Mein Chef hatte wegen Vergrößerung seines Geschäfts einen weiteren Agenten eingestellt, der heute zum ersten Male erschien. Juan Esteban Perez machte auf mich den Eindruck eines etwas hastigen Mannes, als er mit mir verhandelte. Dabei kann ich nicht sagen, daß er mir unsympathisch erschienen wäre: im Gegenteil, sein Auftreten war wesentlich gewinnender als das des andern Geschäftsführers; auch legte er eine umfassende Kenntnis unseres Besitzes an den Tag. Während unserer Verhandlungen, die sich immerhin einige Stunden hinzogen, lag Zita wie immer neben meinem Schreibtisch. Schon als der Fremde ins Zimmer trat, hatte sie den Kopf erhoben und mit dem Schweif jene zuckenden Bewegungen gemacht, die bei Großkatzen Erregung bedeuten. In ihren grünlichgelben Augen funkelte ein mir sonst an ihr fremdes, phosphoreszierendes Leuchten. Und während wir verhandelten, ließ sie ab und zu ein knurrendes Fauchen hören. Aber bei den unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden Berechnungen achtete ich kaum darauf. Schließlich waren wir zum Abschluß gekommen, und der Agent händigte mir einen Scheck über 10 000 Pesos aus, den ich auf der Bank

Da geschah etwas Unerwartetes. Im selben Augenblick, als sich Sennor Perez, allerdings etwas sehr hastig, von seinem Stuhl erhob, um heran zu treten und die Unterschrift unter den Vertrag zu setzen, sprang Zita mit einem mächtigen Satz auf den Mann los und grub ihm ihr furchtbares Gebiß tief in den Hals, so daß jener blutüberströmt zusammen brach. Ich war im ersten Augenblick so erstarrt, daß ich keinen Ton aus der Kehle hervor brachte. Dann stürzte ich mich auf Zita und versuchte sie von ihrem Opfer zurück zu reißen. Vergebens! Sie stand mit wutfunkelnden Augen über ihm und fauchte auch mich an; freilich lag in ihrem Blick jetzt nicht mehr der Ausdruck der Wut als vielmehr der einer gewissen Trauer. Ich schmeichelte ihr, ich rief sie mit Kosenamen — umsonst. Sie ließ nicht von ihrem Opfer. Da war meine Geduld zu Ende. Ich riß den Revolver aus dem Gürtel und schoß Zita eine Kugel ins Herz. Schwer fiel ihr schöner Körper neben dem röchelnden Verwundeten nieder. Der Schuß hatte meine Leute herbeigelockt. Sie können sich bei der leichten Erregbarkeit der Eingeborenen vorstellen, wie es bald in meinem Hause zuging. Zuerst wurde der Verletzte verbunden; dann ließ ich ihn sofort durch einen meiner zuverlässigsten Leute im Wagen nach einer Klinik in Buenos Aires fahren, telegraphierte an meinen Chef, machte ihm von den Abmachungen mit Sennor Juan Esteban Perez Mitteilung und deutete das peinliche Vorkommnis an. Bald darauf kam ein Fernschreiben meines Chefs: Ich hätte wohl den Sonnenstich; er wüßte nichts von einem Sennor Perez, hätte auch noch keinen neuen Vertreter angestellt. Er selbst werde morgen mit dem frühesten bei mir erscheinen. Sofort war mir klar, daß ich beinahe einer Gaunerei zum Opfer gefallen wäre — wenn Zita nicht im entscheidenden Augenblick eingegriffen hätte. Und so stellte es sich anderntags auch heraus. Mein Chef berichtete mir, daß am Vormittag des Unglückstages zwar ein Herr bei ihm gewesen sei, der die Absicht geäußert habe, einen größeren Abschluß zu tätigen. Als ich meinen seltsamen Gast beschrieb, erkannte mein Brotherr ihn sofort wieder. Da riefen wir die Klinik telegraphisch an und verständigten gleichzeitig die Polizei in Buenos Aires. Nach wenigen Stunden hatten wir bereits Nachricht. Juan Esteban Perez, genannt der Schwarze Gaucho, sei einer der gefürchtetsten Rinderdiebe, dem man schon jahrelang — immer vergebens — auf der Spur sei. Endlich habe man ihn. Sein Zustand sei nicht lebensgefährlich, und man werde den sauberen Vogel bald hinter Schloß und Riegel legen."

Senator Petersen schwieg ein paar Atemzüge lang und blickte wie vorher ein wenig versonnen dem Rauch seiner Zigarre nach. „Sehen Sie, lieber Freund, so hat mich Zita vor einem schweren Vermögensverlust bewahrt. Freilich, er war teuer erkauft. Und so habe ich ihr den Stein gesetzt und denke noch oft an sie, wie sie so in der Abendkühle wie jetzt um mich herumstrich und ihren ausdrucksvollen Kopf auf meine Knie legte. Wir haben die Leiche damals im Garten der Hazienda vergraben — aber sie sollte auch hier nicht vergessen sein."



* **Im Expreß durch brennende Wälder.** Der Personenzug nach The Pas in der kanadischen Provinz Manitoba hatte nach der „New York Times" kürzlich ein aufregendes Erlebnis. Dieser von Norden kommende Zug hat ausgedehnte Waldreviere zu passieren, in denen glimmende Bäume und hier und da aufsteigende Rauchwolken anzeigten, daß ein Waldbrand im Entstehen war. Obwohl der Zug seine Fahrtgeschwindigkeit steigerte, kam er doch nicht aus der Waldbrandzone heraus, sondern sah sich bald einem lichterloh brennenden Waldstreifen gegenüber. Der Zug hielt, und in einem kurzen vom Zugpersonal und den Passagieren abgehaltenen Kriegsrat wurde die Lage erwogen. Zurück konnte man nicht mehr, denn dichte Rauchwolken zeigten an, daß das Feuer dort mit voller Kraft wütete. Man beschloß daher, den brennenden Wald mit höchster Geschwindigkeit zu durchfahren, in der Hoffnung, hinter diesem bessere Verhältnisse anzutreffen. Alle Fenster wurden geschlossen. Lokomotivführer und Heizer kauerten sich mit nassen Tüchern um den Kopf und vor den Mund gebunden im Führerstand nieder, dann schoß der Zug mit Höchstgeschwindigkeit in das Flammenmeer hinein. Nach einer Fahrt von drei Meilen hatte man den brennenden Wald hinter sich und kam nun in ein Gebiet, in dem das Feuer im Erlöschen war. Die Waggons waren nur an einigen Stellen etwas angesengt worden, aber verletzt war niemand.

* **Kemal Pascha stampft ein Bad aus dem Boden.** Außerordentlich bezeichnend für die Arbeitsweise des türkischen Staatspräsidenten Kemal Pascha ist die Art, wie er jetzt wieder ein neues Ziel verfolgt. Auf der Südseite des Golfes von Ismid liegt der Ort Jalowa, der schon im Altertum unter dem Namen Soteropolis wegen seiner Thermen berühmt war, in türkischer Zeit jedoch nur noch wenig besucht wurde und völlig heruntergekommen war. Jetzt hat sich nach einem Besuch dort der türkische Staatspräsident in den Kopf gesetzt, das Bad neu erstehen zu lassen. Mit der ihm eigenen eisernen Energie ist er sofort ans Werk gegangen. In wenigen Tagen hielten Bauhandwerker und Straßenbauer ihren Einzug, um das Bad neu herzurichten. Unaufhörlich schaffen Dampfer und Automobile das nötige Material heran, Kemal Pascha aber fährt oft von Dolmabagtsche mit seiner Jacht dorthin, um die Arbeiten zu beschleunigen. So ist ein erstes Haus für den Badebetrieb z. B. in drei Tagen erstanden. Überall erheben sich schon die Gerüste zu Neubauten, werden neue Grundstücke abgesteckt, daß man fast an die Arbeitsweise der antiken Tyrannen und Fürsten erinnert wird. Jalowa ist von Konstantinopel in zweieinhalbstündiger Dampferfahrt bequem zu erreichen.

* **Ein frecher Gaunertrick.** Als unlängst ein Mr. Warnod, der in einem Pariser Hotel abgestiegen war, in sein Zimmer trat, bemerkte er dort zu seinem größten Erstaunen einen jungen, sehr elegant gekleideten Mann, der sich in aller Ruhe den Knoten seiner Krawatte vor dem Spiegel ordnete. Auf die erstaunte Frage von Mr. Warnod, was er denn in seinem Zimmer wolle, erwiderte der junge Mann, daß er auf seinen Freund warte. Er sei soeben mit dem Zuge angekommen. Als ihm Mr. Warnod ernst erklärte, das sei sein Zimmer, sagte der junge Mann ganz erstaunt: „Aber man hat mir doch gesagt, daß mein Freund Nummer acht hat." Nun erklärte ihm M. Warnod, dieses Zimmer, in dem er sich befinde, sei nicht Nummer acht, sondern Nummer achtundzwanzig. Der junge Mann war sehr überrascht. Er entschuldigte sich vielmals, nahm seinen Koffer, der in der Nähe der Tür stand, und empfahl sich. Mr. Warnod war aber doch mißtrauisch geworden. Er hielt schnell Umschau, und stellte fest, daß verschiedene Kleidungsstücke, darunter ein wertvoller Pelz, von den Bügeln verschwunden waren. Er eilte ans Telephon, und es gelang ihm, den Burschen festhalten zu lassen, bevor er noch das Hotel verlassen konnte. In seinem Koffer fand man die vermißten Kleidungsstücke. Der Gauner stellte sich als ein gewisser Jean Pascal heraus, der mit seinem Freunde Henry Couture Spezialist für Hoteldiebstähle geworden war, wobei sie sich stets dieses Tricks bedienten, wenn sie überrascht wurden. Es konnten ihnen nicht weniger als sechzig verschiedene Diebstähle dieser Art nachgewiesen werden. Sie hatten aber auch noch eine andere Spezialität. Sie gingen an Autos heran, die von ihren Besitzern einen Augenblick allein gelassen wurden. Als wenn sie die Besitzer wären, durchstöberten sie in aller Ruhe die Wagen und ließen etwa zurückgelassene Taschen und Koffer oder Autopelze mitgehen.

Lustige Rundschau



* **Der Rechte.** „Trudchen, du bist nun schon sechzehn Jahre alt. Siehst du denn auch schon ordentlich nach dem Rechten?" — „Aber sicher, Onkel, schon lange; aber er ist bis jetzt noch nicht gekommen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.